

Die Begriffsbildung [Teil 1]

Autor(en): **Benz, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **4 (1899-1900)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

An die Erzieher.

Lasst doch die Jugend geniessen und spielen nach Herzensgelüsten!
Ueber das Kleinste schon früh lehret sie innig sich freu'n!
Nur wer zu freu'n sich vermag, wird froh auch zu schaffen verstehen.
Freudlos sinket der Mensch bald zur Maschine herab.
Ach, und nur darum jagt nach Vergnügen die durstige Menge,
Weil in der Jugend sie nie richtig geniessen gelernt. -ü-

Die Begriffsbildung.

(Von E. Benz, Lehrerin, Zürich.)

Als ein hilfloses Geschöpfchen tritt das junge Menschenkind ins Leben ein, so ganz und gar angewiesen auf der Mutterliebe treue Sorgen. Die Welt ist gleichsam noch gar nicht da für das Neugeborene. Es sieht nicht der Mutter Lächeln, es hört nicht die freundlichen Worte, mit denen sie ihren Liebling ans Herz drückt. Keine Blume blüht für den kleinen Erdenbürger, das Lied des Kanarienvogels im Käfig dringt nicht an sein Ohr, die heitere Welt der Formen und Farben, das Reich der Töne ist ihm noch verschlossen. Das Kind wird taub geboren und verbleibt in diesem Zustande mehrere Tage, bis sich das Gehör allmählich in normaler Weise ausbildet. Ebenso vermag es in den ersten Wochen seines Lebens nicht zu sehen im eigentlichen Sinne des Wortes, es unterscheidet anfangs nur Hell und Dunkel, die Farben sogar erst nach Monaten in sehr unvollkommener Weise. Das Starren des Kindes ins Leere beweist schon äusserlich dieses unvollkommene Sehen. Erst nach und nach vollzieht sich der Übergang vom Starren zum Blicken und dann zum Betrachten. Es wendet das Auge nach den Gegenständen, es verfolgt die eine Lampe durchs Zimmer tragende Mutter mit dem Blicke, es schaut nach dem auf den Boden gefallenem Spielzeug. Dies alles deutet darauf hin, dass das Kind aus seinem schlafartigen Zustand erwacht. Durch alle Sinne, vor allem durch Auge und Ohr, dringen tausend Reize auf das Kind ein, es empfindet Farben, Formen, Laute; es nimmt die Aussenwelt auch wahr durch Tast-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen. Die einzelnen Merkmale eines Gegenstandes treten zusammen zu einer Anschauung. Durch sein Lächeln zeigt das kleine Kind, dass es das Gesicht der Mutter wieder erkennt, in seiner Seele entstehen Erinnerungsbilder der Dinge, Vorstellungen. So tauchen allmählich aus der Nacht und dem Chaos des Unbewussten die Dinge der Aussenwelt empor, erst vereinzelt, dann immer zahlreicher. Die Mutter, die in liebender Sorge sich um das Kleine beschäftigt, die Milchflasche, die Trösterin in vielen Nöten, die Uhr mit ihrem Tiktak, der Vogel, der lebhaft im Käfig herumhüpft, das Kätzchen, das auf dem Gesimse sitzend, unablässig seinen Pelz streicht: das mag ungefähr das dürftige allererste Inventar der kindlichen Seele sein.

Ist das Kind einmal auf der Stufe bewusster Wahrnehmung angelangt, so geht es mit Riesenschritten vorwärts, indem die Empfänglichkeit für äussere Eindrücke fort und fort wächst. Jene unbeschriebene Tafel, wie man etwa die Seele des kleinen Kindes zu nennen pflegt, füllt sich mehr und mehr mit den Bildern der Aussenwelt. Was nur ein solch kleines Guckindiewelt alles erfährt, wenn es ins Freie getragen wird. Hier sieht es grüne Bäume, auf der Wiese locken die bunten Farben der Blumen, ein Käfer beinert an dem im Grase

spielenden Kinde vorbei, einer Quelle Rauschen dringt ans Ohr, ein Vogel singt im Gezweig. Und zu Hause dringen nicht weniger zahlreich die Eindrücke auf das Kind ein: es hört das Feuer im Ofen knistern, es vernimmt die Stimme der Mutter, die Schwester singt, im Nebenzimmer schreit das Brüderlein, im untern Stockwerk des Hauses wird Klavier gespielt, auf der Strasse fährt polternd ein Wagen, bellend springt ein Hund hindurein, von ferne tönt der Pfiff der Lokomotive. Das lebhaftes Kind merkt auf alles. Mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit, mit freudiger Hast drängt die Seele im Fröhlmorgen der Kindheit den tausendfältigen Erscheinungen der Aussenwelt entgegen.

Die Eindrücke beharren. Jede Empfindung hinterlässt eine Spur in der Seele des Kindes. Aber muss nicht bei dieser Fülle ein Zustand geistiger Ueberreizung eintreten? Wie soll das schwache, noch wenig ausgebildete Gehirn des Kindes im stande sein, all diese Eindrücke zu verarbeiten? Wie gering muss uns im Gegensatz hiezu die bezügliche geistige Thätigkeit des Erwachsenen erscheinen, der, was Erwerb von neuen Vorstellungen betrifft, seine Hauptarbeit bereits gethan hat und neue Eindrücke mit einem völlig ausgebildeten Gehirn verarbeitet. Seltener begegnet uns etwas absolut neues. Machtvolle Eindrücke werden oft zum voraus durch Lektüre, Bilder, mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch abgeschwächt. Wie oft steht der moderne, vielbelesene Kulturmensch vor einer ihm neuen Erscheinung mit dem Jammerruf: Das hab' ich mir grossartiger vorgestellt! Dagegen kommt es bei Kindern nicht selten vor, dass die Bekanntschaft mit etwas Neuem, Eigenartigen, bisher noch nie Erlebten, wie z. B. der Anblick der schnaubenden Lokomotive, fremder Tiere etc. einen überwältigenden Eindruck ausübt, Misstrauen, Furcht und Schrecken erzeugt.

Glücklicherweise besitzt die Seele des Kindes von Anfang an das Streben, in die Mannigfaltigkeit und das Durcheinander der zuströmenden Vorstellungen Ordnung und Gesetz zu bringen, dieselben unbewusst zu gruppieren und so das lästige, verwirrende Vielerlei zu vermindern. Dieses wunderbare Gesetz, das nicht weiter abgeleitet, sondern einfach als Thatsache festgestellt werden kann, das auch wie alle höchsten Wahrheiten so einfach ist, dass es selbstverständlich erscheint, macht sich schon dann geltend, wenn das Kind erst über wenige Vorstellungen verfügt. Zeigen wir dies an einem Beispiel.

Ein kleines Kind sieht zum erstenmal eine Katze. Das niedliche Tier schmeichelt sich bei ihm ein durch seinen weichen Pelz, sein zuthunliches Wesen. Aber die stürmischen Liebkosungen beantwortet das Kätzchen mit den Krallen. Wohl infolge der äussern „Spuren“ ist nun auch die innere Spur, die Vorstellung, das Erinnerungsbild der Katze, eine besonders gründliche. Nach einiger Zeit tritt nun wieder eine Katze auf den Schauplatz. Dieses Tier ist von jener ersten Katze verschieden in Grösse und Farbe, aber „unwillkürlich“, das ist eben die Wirkung des Gesetzes, erinnert sich das Kind beim Anblick desselben an die früher gesehene Katze. Es fällt ihm die Aehnlichkeit mit jenem Tier auf, trotz gewisser abweichender Merkmale. Die neue Wahrnehmung wird mit dem Erinnerungsbild der Katze verglichen. Das Resultat dieser unbewussten, unwillkürlichen Vergleichung besteht darin, dass das neue Geschöpf auch als Katze aufgefasst wird. Später hat das Kind Gelegenheit, noch viele Angehörige des Katzenschlechtes kennen zu lernen, weisse, schwarze, gefleckte, grosse, kleine Katzen, junge possierliche Kätzchen, würdige bejahrte Kater. Die nur seltener vorkommenden besondern individuellen Merkmale, Farbe, Grösse, werden weniger beachtet, kommen im Bewusstsein nicht recht auf und verblassen, während die

allen Katzen ohne Unterschied eigentümlichen Merkmale (Gestalt, Pelz, Krallen etc.) sich, weil sie immer wieder an jeder Katze wahrgenommen werden, gegenseitig verstärken. Was im Namen Katze festgehalten wird, ist also stets etwas Zusammengesetztes, eine neue Wahrnehmung, die sich mit den frühern Vorstellungen einzelner Katzen verschmolzen hat. Die Vorstellung „Katze“ bezog sich also ursprünglich auf ein ganz bestimmtes Tierindividuum. Aus derselben entstand dann auf die angedeutete Weise eine allgemeine Vorstellung, in welche alle Tiere der genannten Art einbezogen werden durch unbewusste Subtraktion der ungleichen individuellen Merkmale. Somit besitzt das Kind nun das Gemeinbild sämtlicher Katzen, die ihm bisher unter die Augen gekommen sind.

Auf diese Weise erweitern sich auch andere Vorstellungen und führen zu Gemeinbildern, Begriffen. Allgemeinvorstellungen wie z. B. Haus, Baum, Mann, Hund, bezeichnen stets etwas Zusammengesetztes, das entstanden ist aus einer gewissen Anzahl auffallend ähnlicher Wahrnehmungen, sowie durch die von Wahrnehmung zu Wahrnehmung fortgesetzte Thätigkeit des Wiedererkennens.

Hat die Begriffsbildung einmal ihren Anfang genommen, so giebt es hier keinen Stillstand mehr. Unaufhörlich bilden die schon erworbenen Gemeinbilder die Stufen zur Aneignung neuer Begriffe. Die Begriffe Hund, Katze, Pferd, Kuh führen zu dem neuen Begriff Tier. Rabe, Spatz, Taube associieren sich unter der Firma Vogel. Aus der gelegentlichen Betrachtung von Kohle, Russ, Tinte, Rabe gewinnt das Kind durch Isolierung des gemeinschaftlichen Merkmals den Begriff „schwarz“. Rosen, Nelken, Lilien, nennt es frischweg Blumen. Der Begriff der Bewegung ergibt sich ihm aus mannigfachen Beobachtungen und Erfahrungen in seiner Umgebung: Menschen gehen, Vögel fliegen, Fische schwimmen etc.

Die Bildung von Gemeinvorstellungen, psychische Begriffe genannt, setzt also immer ein Vergleichen voraus. Die Seele will alles Neue dem schon vorhandenen Vorstellungsmaterial anfügen und müht sich, an demselben etwas aufzufinden, was mit dem früher erworbenen Seeleninhalt in Beziehung gesetzt werden kann. Da nun aber das Vorstellungsmaterial des Kindes noch ein sehr beschränktes ist und infolge der Lücken die richtigen Beziehungen zwischen den Dingen oft nicht hergestellt werden können, so greift das Kind in dem Bestreben, das Neue doch mit dem Vorhandenen unter einen Hut zu bringen, oft zu den gewagtesten, willkürlichsten Vergleichen. Die Fledermaus nennt es kurzweg Vogel, den Tiger im Bilderbuch Katze.

Sully erzählt: Ein kleines, 18 Monate altes Mädchen, welches Lämmer kannte, rief, als es auf einem Felde unter weissen einige schwarze bemerkte: Ei, Hündchen, Hündchen! Die Gleichheit der Farbe mit dem schwarzen Haushunde wirkte stärker als die Aehnlichkeit der Form mit den andern dicht nebenan befindlichen Lämmern. Für ein anderes kleines Kind war der spitzige Kopf das vorwiegende wesentliche Merkmal des Hundes. Dieses Merkmal fand sich auch wieder an einem Stück Zuckerbrot, das infolgedessen auch den Namen Hündchen erhielt. Preyer führt folgenden Fall an: Ein Kind, welches zu sprechen anfing, sah und hörte eine Ente auf dem Wasser und sagte Quak. Darauf nannte es einerseits alle Vögel und Insekten, anderseits alle Flüssigkeiten Quak. Endlich nannte es auch alle Münzen Quak, nachdem es einen Adler auf einem Geldstück gesehen hatte. So kam durch allmähliche Verallgemeinerung das Kind dahin, die Ente, die Fliege, den Wein und den Sou mit demselben Worte zu bezeichnen, obgleich nur die erste Wahrnehmung das namengebende Merkmal enthielt.